



Die Tochter eines Arztes

Ein Roman von
Martina Frey



Das für dieses Buch eingesetzte Papier ist ein Produkt aus nachhaltiger Forstwirtschaft.

© Dryas Verlag

Herausgeber: Dryas Verlag, Frankfurt am Main,
gegr. in Mannheim.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme vervielfältigt oder verbreitet werden.

Herstellung: Dryas Verlag, Frankfurt am Main

Lektorat: Dr. Anja Roß, Kiel

Korrektorat: Birgit Rentz, Itzehoe

Umschlagabbildung: © Sophie Freiwald, Guter Punkt

unter Verwendung eines Motives von George Mayer, Fotolia,

und eines Motives von Jill Battaglia, Shutterstock

Graphiken „Floraler Hintergrund“: © Ramona Kaulitzki- Fotolia.com

Satz: Dryas Verlag, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Palatino Roman von Linotype

Druck: CPI books GmbH, Ulm

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN: 978-3-940855-42-8

www.dryas.de



Prolog

Wiesbaden,
im Jahr 1839

Der Abend war hereingebrochen, sodass kaum noch Licht durch die hohen Fenster fiel. In dem Raum brannte keine Lampe. Die Dunkelheit ließ nur schemenhaft die zweite Gestalt erahnen, die Anton Hentschel an einem kleinen Tisch gegenüber saß. Beide schwiegen, als hätten sie sich geeinigt, im Finsternen zu sitzen und nichts zu sagen.

Eine bedrückende Stimmung herrschte zwischen ihnen.

Plötzlich erhob sich Sebastian Kreutzer und zündete auf dem Tisch eine Kerze an. Sie erhellte die direkte Umgebung. Anton Hentschel empfand selbst dieses Licht als schmerzhaft und bedeckte sein Gesicht mit einer Hand. Er konnte es nicht ertragen zu sehen, wie Sebastian Kreutzer wieder ihm gegenüber Platz nahm und ihn nur schweigend anstarrte. Als könnte der ihn einfach damit trösten, ihn anzustarren. Sebastian, war er denn nicht mehr als sein Kollege, war er nicht ein guter Freund? Anton spürte, wie Wasser in seine Augen schoss. Er schluckte. Als es ihm gelungen war, die Tränen niederzukämpfen, seufzte er und ließ seine Hand sinken. Dabei fuhren seine Finger über die Bartstoppeln an seinem Kinn. Ein ungewohntes, ungutes Gefühl. Nach all den schlaflosen Nächten lastete eine bleierne Müdigkeit auf ihm.

„Du kannst dich nicht ewig verkriechen, Anton“, sagte da Sebastian Kreutzer in die unerträgliche Stille. „Du musst deine Arbeit wieder aufnehmen.“

„Ich kann mir selbst nicht mehr ins Gesicht sehen, wie soll ich da anderen Menschen gegenüber treten?“, erwiderte Anton Hentschel gequält.

„Du kannst nicht rückgängig machen, was geschehen ist.“

Anton wollte das nicht hören. Er ließ die Hände auf den Tisch sinken, wendete die Handflächen nach oben und starrte sie an: „Damit wollte ich heilen, Menschen helfen. Aber das, was nun geschehen ist, habe ich nicht gewollt. Er ballte die Hände und ließ den Kopf sinken.“

„Im Leben eines Arztes kann es vorkommen, dass er nicht das Leben retten kann, das ihm anvertraut wurde.“

Doktor Hentschel fuhr auf. „Ich habe es beendet!“

„Es war ein Fehler, es ist passiert. Trotzdem bist du ein guter Arzt. Ich bin dein Freund, Anton, hör mir zu. Das Wohl und die Gesundheit der anderen liegen dir am Herzen. Du kannst wegen dieses Fehlers nicht aufgeben.“

„Ich habe diesen Menschen getötet, weil ich seine Krankheit nicht erkannte.“ Wieder starrte Anton Hentschel auf seine Hände. „Was für ein Arzt bin ich? Was für ein Mensch bin ich, dass ich über das Leben eines anderen richte? Ich kann das nicht mehr.“ Doktor Hentschel hob die Hände und begrub sein Gesicht darin. „Ich bin ruiniert. Wenn jemand davon erfährt, werde ich meine Konzession verlieren, meine Praxis.“

Sebastian Kreuzer beugte sich über den Tisch. Die Flamme der Kerze flackerte aufgeregt bei dem Luftzug, den seine Bewegung auslöste. „Du wolltest helfen. Du hast diesem Mann seine Leiden nehmen wollen.“

„Aber nicht, indem ich ihn töte. Ich habe ihn aufgrund eines Fehlers getötet, mein Gott, es ist mein Fehler.“ Anton Hentschel holte aufgeregt Luft. „Ich hätte merken müssen, an was er tatsächlich litt. Aber die Anzeichen passten so gar nicht zu seinem Krankheitsbild. Ich kann es mir nicht erklären.“

„Mach dir nicht so viele Gedanken. Es war ein Diagnosefehler. Du hättest ihm wahrscheinlich nicht helfen können, selbst wenn du die richtige Diagnose gestellt hättest.“

„Das ist doch gleich, ich habe ihn falsch behandelt! Und ich werde mir mein Leben lang Vorwürfe machen!“

Sebastian schien kurz nachzudenken, als ob er Worte des Trostes suchte. „Wie viele Menschen hast du mit deinem Wissen schon geheilt? Wie viele kamen in diese Stadt, krank und schwach? Du hast die meisten von ihnen heilen können. Dieser eine Fehler macht aus dir keinen Unmenschen.“

Anton Hentschel fuhr sich mit einer Hand über sein Gesicht.

„Ich bin ruiniert, meine Familie ... wir sind am Ende. Mein Sohn Moritz und Eugenia, meine Tochter, sind noch so jung. Was wird aus ihnen, wenn herauskommt, welches Unglück mir als Arzt widerfahren ist? Was soll ich nur tun, Sebastian?“

Der jüngere Kollege klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter. Ein Hauch von Sorglosigkeit lag in seinem Gesicht. „Tu das, was du mit deiner Berufung tun kannst: Anderen Menschen helfen. Ich werde über diesen Vorfall schweigen. Ich verspreche dir, es wird nie jemand davon erfahren.“

„Ich werde mit diesem Wissen leben müssen und eines Tages ...“

Sebastians Gesicht wirkte sehr ernst, als er sprach: „Die Wahrheit wird niemals ans Licht kommen, das schwöre ich dir.“



Kapitel 1

*Holzhausen auf der Heide,
Anfang April 1847*

Während Moritz Hentschel mit gleichmäßigen Schritten den Weg weiterging, atmete er tief die frische Luft ein. Er fühlte sich wohl, als er über die Wiesen hinweg den großen Wald betrachtete. Dieser Blick brachte ihn ins Schwärmen. Tannenwald und Hügel wechselten sich ab. Sonne und Wolken tauchten die Landschaft in ein reges Spiel von Licht und Schatten. Hier, inmitten des Taunus, lag in einer quellenreichen Senke ein Dorf, gut geschützt von Stürmen, die oft vom Rhein heraufkamen und nicht selten Unwetter mitbrachten. Das hatte Moritz bereits einmal erlebt. Er blieb stehen und sah die Straße entlang. Wie hieß dieser Ort noch gleich? Holzhausen auf der Heide. Im Herzogtum Nassau gehörte es eindeutig zu den beschaulichsten Dörfern des Taunus, fand Moritz und ging weiter.

In den ersten Tagen des Aprils hatte sich der Wind gedreht und kam mit eisiger Kälte vom Osten her. Er fegte über die Dächer der Fachwerkhäuser und Holzhütten, strich über die Lehmgassen, an Zäunen und Ställen entlang, einen kleinen Hang hinauf zur Kirche. Am höchsten Punkt kreuzten sich zwei wichtige Fernstraßen. Diese waren, das wusste Moritz, schon von Römern genutzt worden. Vor knapp vierzig Jahren waren Napoleons Armeen darüber marschiert.

Moritz schlenderte die Straße entlang, bis er bei einem zweigeschossigen Haus mit weißem Putz stehen blieb. Vor Kurzem hatte sein Vater, ein freipraktizierender Arzt aus Wiesbaden, mit herzoglicher Erlaubnis, dieses Gebäude in Holzhausen erbauen lassen. Das Walmdach war mit Schiefer

gedeckt. Ein hohes Eingangsportal mit einem kleinen Giebel und hellen Steinfeilern an den Seiten zierte die Vorderseite des Hauses. Die Fenster hatten blaue Holzläden, die am Abend geschlossen wurden. Das Haus wirkte einfach in seiner Gestaltung und passte doch nicht in das Bild dieses ländlichen Ortes, fand Moritz und vernahm durch die offen stehenden Fenster das Spiel eines Pianofortes.

Das musste seine Schwester Eugenia sein, die täglich an diesem Instrument saß, um ihre Fingerfertigkeit zu verbessern. Moritz betrat das Haus und ging in die Wohnstube, in der er, wie vermutet, seine Schwester vorfand.

Eugenia Hentschel saß aufrecht vor dem Instrument und spielte einige kurze Stücke, ohne Leidenschaft und besondere Freude zu zeigen. Sie trug ein dunkelrotes Tageskleid, das an den engen Ärmelenden mit weißer Spitze versehen war, genau wie am hochgeschnittenen Halsausschnitt. Das übliche Korsett betonte die schmale Taille. Es musste ziemlich unbequem sein, so eingeschnürt auf dem Bänkchen zu sitzen, vermutete Moritz. Eugenias Haar war zu einem Nackenknoten zusammengebunden. Während die Finger über die Tasten flogen, wippten Korkenzieherlocken an ihren Schläfen und umrahmten ein volles, makelloses Gesicht. Die gesenkten Augen waren unter dichten Wimpern verborgen, da sich Eugenia auf das Musikstück konzentrierte.

Plötzlich verstummte das intensive Spiel.

„Ich hasse es!“, sagte sie ruhig mit einem unterdrückten Ton von Überdruß.

Moritz trat näher. „Mir hat das Stück gut gefallen.“

„Das meine ich nicht!“ Eugenia starrte unzufrieden auf die Tasten.

Um zu überprüfen, ob sein Spaziergang Spuren hinterlassen hatte, sah er an seinen hellen Pantalons hinab, die an der Taille in Falten lagen, bis zum Boden reichten und sogar die schwarzen Schuhe bedeckten. Doch es war alles in Ordnung. Mit sich zufrieden setzte er sich neben seine

Schwester auf die Bank und betrachtete von der Seite ihren mürrischen Gesichtsausdruck. „Du übertreibst“, sagte er.

Die Korkenzieherlocken wirbelten herum, als Eugenia den Kopf schüttelte. „Tu ich nicht. Hast du dir dieses Dorf angesehen? Halb zerfallene Hütten, Menschen in Fetzen, die noch dünner sind als streunende Hunde bei uns in Wiesbaden.“ Sie drehte sich zu ihrem Bruder. Die blassen Strahlen der Frühlingssonne fielen durch die hohen Fenster und verfangen sich in ihrem Haar, das in diesem Augenblick golden schimmerte.

Moritz lachte, nachsichtig mit der schlechten Laune seiner Schwester. „Selbst Goethe schwärmte vom Taunus. Es ist malerisch. Du überblickst Wiesen und Wälder und kannst dir romantische Geschichten auf dem Lande ausdenken.“

„Pah. Geschichten über Mädchen, die auf dem Land versauern.“

Er stieß sie sanft in die Seite. „Du bist ungerecht. Du weißt, warum wir auf das Land gezogen sind. Mutter geht es bereits besser.“

Eugenia blickte reumütig zur Seite. Die Worte ihres Bruders flößten ihr sichtlich Schuldgefühle ein. Die Veränderung ihrer Mutter war augenfällig. Ihr Zustand hatte sich in den vergangenen Wochen wesentlich gebessert, fand Moritz. Farbe war in das sonst blasse Gesicht zurückgekehrt und die Mutter wirkte lebhafter, so als täte ihr die Ruhe gut, die Eugenia so einschläfernd fand.

„Ja, das ist wahr.“ Sie seufzte. „Ich bin ungerecht. Selbst die wenigen Wochen hier haben Mutter gutgetan. Sie lacht wieder und das sollte mich froh machen. Ach, es ist nur ... hier ist es eben ... öde.“

Moritz legte einen Arm um ihre Schultern und drückte sie tröstend an sich. Er kannte den Unternehmungsdrang seiner Schwester sehr gut und versuchte ihre Unzufriedenheit zu verstehen. „Vater wird dich bestimmt bald für einige Tage nach Wiesbaden schicken.“

„Ich werde grau sein und Falten haben, ehe das passiert.“

Moritz lachte auf. „Du bist gerade siebzehn Jahre alt geworden, Schwesterlein, und es dauert noch sehr lange, bis du grau wirst.“ Er musterte sie. „Aber du solltest aufhören, ein solches Gesicht zu ziehen, davon könntest du durchaus Falten bekommen.“

Eugenia zog einen Schmollmund und begann gedankenverloren auf den Tasten zu spielen. „Ich sitze jeden Tag in diesem Haus und weiß nichts mit mir anzufangen. Das ist geistlos. Ich ertrage das nicht länger. Mir fehlt meine Freundin Dorothea und all das Vergnügen.“

„Hab etwas Geduld“, tröstete Moritz seine Schwester. „Vater wird bald einen angemessenen Gatten für dich finden und du wirst das gesellige Leben wieder aufnehmen können.“

Eugenia legte nachdenklich den Zeigefinger an ihr Kinn. „Bist du nicht erstaunt darüber, dass wir so plötzlich auf das Land gezogen sind?“ Wieder wippten die Schläfenlocken.

Nein, er hatte bisher nicht darüber nachgedacht, gestand er sich ein. Natürlich war er etwas überrascht gewesen, doch sein Vater hatte keine Erklärung über seine Pläne abgegeben. Aber der Vater pflegte seine Entscheidungen ohnehin nicht zu rechtfertigen. „Mutters Gesundheit geht vor.“

Eugenia ließ den Zeigefinger wieder sinken. Ihr flehentlich Blick traf Moritz und er versuchte ihm auszuweichen, doch da hörte er ihre bittende Stimme, der er selten zu widerstehen vermochte: „Könntest du Papa bitten, mich nach Wiesbaden zurückzubringen?“

„Wir sollten ihm lieber nicht vorschreiben, was er zu tun hat, das gehört sich nicht“, warnte Moritz sie, erhob sich von dem Bänkchen am Pianoforte und ging zu einem der Fenster, um nachdenklich hinauszublicken. Mochte es hier keine gesellschaftlichen Verpflichtungen geben, denen Eugenia so gern nachging, ihm gefiel die Abgeschlossenheit. Es war so gänzlich anders als an der Universität, an der er studierte. „Ich würde mich hier sehr wohlfühlen. Es ist behaglich“, sagte er schließlich.

„Du musst nicht versuchen, mich aufzuheitern. Es ist nicht behaglich, sondern öde. Ach, ich wiederhole mich. Du hast gut reden. Du kannst tun, was dir beliebt.“

Ein un guter Gedanke zog durch seinen Kopf. „So ist es nicht. Vater schickt mich nach Gießen, obwohl ich nicht studieren will.“ Er sprach selten darüber, nun packte ihn Verdrossenheit. „Doch wann hat er mich gefragt, was ich möchte? Meine Meinung zählt nicht. Ich will nicht Arzt werden!“

Sie sah ihn mitleidig an. „Hast du mit Vater darüber gesprochen?“

Moritz schnaubte unwillig. „Pah, wenn ich das täte, ich wüsste, was er mir antworten würde ...“ Er neigte seinen Kopf, setzte eine tadelnde Miene auf, um den Vater zu imitieren, und sprach mit tieferer Stimme: „Sohn, du hast deine Familie zu ehren und musst an deine Zukunft denken. Mach uns keine Schande. Du tust, was ich für richtig halte!“

„Aber an deiner Universität in Gießen bist du nicht unter seiner Aufsicht“, gab Eugenia zu bedenken, als müsste sie einen Grund nennen, ihn aufzuheitern. „Du hast dort Freunde gefunden.“

Moritz blickte wieder versonnen aus dem Fenster. „Glaube mir, ich wäre lieber in Holzhausen, als Frösche aufzuschneiden und mir ihre Innereien anzusehen. Ich will mein Leben und meine Zukunft selbst bestimmen, aber Vater lässt das nicht zu. Ich kann nicht einmal Blut sehen, wie soll ich jemals Menschen verarzten?“

„Das hat mich auch gewundert. Das letzte Mal, als ich mir in den Finger geschnitten habe, bist du schreiend davongelaufen.“

Moritz erinnerte sich und lachte. „Da waren wir Kinder.“

Eugenia erhob sich von dem Bänkchen und räumte die Noten zusammen. „Ich mache dir einen Vorschlag. Du bleibst in dieser Einöde und ich studiere.“

Moritz drehte sich lachend zu ihr um. „Du und studieren?“

„Ich würde gern Medizin studieren.“

Moritz nahm den sehnsüchtigen Ton in ihrer Stimme wahr. Er schmunzelte belustigt. „Eine Frau als Ärztin? Sei nicht albern.“

„Ich möchte anderen Menschen helfen, so wie Vater. Ich könnte das“, versicherte Eugenia mit Nachdruck. Aber auch ihr, so dachte er, war sicher bewusst, dass dieser Traum nicht in Erfüllung gehen würde. Und obwohl er ihre Äußerung abgetan hatte, war er sich sicher: Wenn Frauen Ärzte werden könnten, dann wäre Eugenia eine der Besten. Auch wenn sie verhätschelt wurde – sie war eindeutig Vaters Liebling –, so besaß Eugenia dennoch ein gütiges Herz. Eine Eigenschaft, die ihr bisher Tadel beschert hatte. Moritz erinnerte sich an einige Vorfälle in Wiesbaden, die seiner Schwester nichts als den mütterlichen Tadel eingebracht hatten. Eugenia half jedem Menschen, dessen Not sie erkannte, sei es ein Junge, der sich auf dem Markt verlaufen hatte, oder ihr Bruder, der sich bei einem heimlichen Pferderennen einige Schürfwunden zugefügt hatte.

Moritz wandte sich wieder zum Fenster. Es war schade, dass sich in dieser Zeit ein Mädchen wie Eugenia nicht frei von gesellschaftlichen Zwängen entwickeln durfte.

„Komm“, sagte er nach einer Weile. „Die Gäste werden bald eintreffen.“ Er durchquerte den Raum, doch Eugenia hielt ihn zurück. „Kannst du nicht mit Papa über mein Anliegen sprechen?“

„Er wird nicht auf mich hören. Nicht die Kinder treffen die Entscheidungen.“

„Aber du kannst ihm sagen, dass mein Benehmen an diesem Ort leiden wird.“

Moritz kniff ihr in die spitze Nase. „Mal sehen, ob sich eine Gelegenheit ergibt.“

Eugenia küsste ihren Bruder auf die Wange. „Du hast etwas gut bei mir.“

„Ich werde dich eines Tages daran erinnern“, murmelte er leise.